**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
**Band:** 48 (1922)
**Heft:** 34

**Artikel:** De Füsilier Gusti im Grenzdienst [5. Teil]
**Autor:** Grob, Emil A.
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-455740

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 14.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# De Füsilier Gusti im Grenzdienst

von Emil A. Grob

## V. Der Kompaß-Heiri.

Heinrich war ein Leutenant, im Uebrigen ein Biedermann, der an seinem Galon nicht mehr schuld war als daß er einen Vettergötti im Generalstab hatte, dessen Vater anno 70/71 den Bourbakibetrieb als Feldweibel der schweizerischen Truppen mitgemacht hatte. In Anbetracht der Wichtigkeit dieser historischen Tatsache wurde es in Heinrichs Familie bis ins dritte und vierte Glied zum sakrosankten Beschluß erhoben, daß, wo immer aus dem berühmten Geschlecht ein männlicher Sproß entsprieße, derselbe kriegerisch erzogen werden müsse.

Doch mit den Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten und die ganze Nachkommenschaft jenes Feldweibels von anno 70 produzierte haufenweise Mädchen und nie einen Buben. Heinrich wurde ausnahmsweise ein Bub, hatte aber ein ganz blondes mädchentreues Aussehen, bis auf den heutigen Tag. Nichtsdestotrotz wurde er zum Krieger prädestiniert. Schon bei seiner Taufe trug er ein Häubchen mit weißrotem Zöttelein und als er seine ersten Gehversuche und noch tüchtig in die Hosen machte, hatte er schon ein Säbelein und ein Trompetchen, welch letzteres ihm heute noch besser anstehen würde, als das Säbelein. Mit den Jahren jedoch zeigte Heiri mehr und mehr Abneigung gegen das Militärwesen, auch hatte er allen orthopädischen Apparaten zum Trotz O-Beine behalten. Heiri bekam Freude am Lesen und an der Schule und er war die Freude seines Lehrers, er wurde ein Bücherwurm, eine Eigenschaft, die dem Wesen eines Offiziers gemeiniglich widerspricht, dieses beruht ja in der Hauptsache auf mündlicher und ziemlich lauter Ueberlieferung.

Weil jedoch des Menschen Wille sein Himmelreich ist und einer Mutter Ahnenstolz gewaltig auf den Werdegang eines Sprößlings einwirkt, so wird ja nun ausnahmsweise auch einmal ein Lernbegieriger Offizier. Indessen ist Offiziersein ein brotloses Metier, besonders wenn kein Krieg ist, und dann ein gewöhnlicher Arbeiter einen größeren Taglohn hat. So lernte denn Heinrich zuerst einen zivilen Beruf und wurde Lehrer. Und als er ein biederer Lehrer war, wurde er Soldat und Korporal. Als Korporal fuhr der Ahnengeist in ihn, er wurde in seiner Dienstauffassung so exakt, daß er sich, um seine krummen Hosen zu korrigieren, während der Nacht die Beine mit Centüronriemen zusammenband. Diese erfolgreiche Methode qualifizierte ihn zur Aspirantenschule, wie denn ein Teil derselben aus allerhand derlei Mätzchen hervorgeht; der eine, weil er schon als Korporal einen hohen Kragen am Waffenrock trug, der andere, weil er schon in Civil einen Reitkurs absolviert hatte und viele andere, weil sie Studenten und als solche ohnehin nicht mehr weit vom Leichtsinn entfernt sind. Also: Heiri ward ein Leutenant, daß Gott erbarm! Dieses Erbarmen Gottes wurde von seinen Untergebenen stark in Anspruch genommen, besonders von den Unteroffizieren, die er alle fünf Minuten um ihre Meinung befragte, um sich daraus die seinige zu bilden, wie man es im Generalstab macht. Leutenant Heinrich — er nannte sich zwar auf Französisch Henri — weil es nobler war, anerkannte selten eine gute Leistung, höchstens daß er einmal kurz und schnippisch bemerkte „Bon!"

Ein Dorn im Auge waren ihm die Leute mit krummen Beinen, und sein Stolz war es, das Geradebiegen seiner eigenen Haxen vorzudemonstrieren.

„Seht, das sind meine Beine im Zivil, und dies meine Beine im Dienst!" Worauf einmal ein Füsilier bemerkte: „En rechte Mensch hät überhaupt nur einerlei Bei, nur es Chalb hät zwei grade und zwei chrumme!" —

In einer kalten Manövernacht bekam Leutnant Henri den gruseligen Befehl, Vorposten aufzustellen. Das Gelände war gebirgig, Bäche brausten durch Schluchten hinunter und eine grimmige Bise schlug die Tannenwipfel zusammen, daß sie girrten. Und in diesem Geheul, Gezisch und Gebraus sollte Heinrich Vorposten aufstellen?! Uebermenschliche Aufgabe! Dazu in der Nähe feuerspeiender Batterien und weiß was für blinder Kugeln. Am Uebergang eines Fußpfades über eine Schlucht, auf dem man wegen des Gebrauses sein eigenes Wort nicht hörte, stellte er eine Doppelschildwache auf mit dem Befehl:

„Wenn der Feind kommt, werft ihn in die Schlucht, es sei denn, daß er sich ergäbe."

Und weiter erklärte er im Vollgefühl eines Taktikers: „Seht, dieser Pfad ist die Straße C, die hier auf der Karte eingezeichnet ist, dieser Bach ist der Talbach und es ist wahrscheinlich, daß der Feind hier durchbricht". Während er diese Worte mit gehobener Stimme und doch gedämpft hervorwürgte, schlotterten ihm seine Knie, wie wenn die kalte Bise ihm darin das Wasser gefrieren gemacht hätte. Alsdann verzog er sich schleunigst und leichten Herzens, nahm aber zu persönlichem Schutz und Deckung noch zwei Soldaten mit zurück.

Und als er seinem Hauptmann rapportieren wollte, bemerkte er zu seinem nicht geringen Schrecken, daß die besagte Straße C 50 Meter unterhalb des schmalen Fußweges lag und er also den Posten falsch aufgestellt hatte. Er log sich

## Schweizerische Politiker

Rolf Roth

Nationalrat Charles Naine, Neuchâtel

# Ein bundesrätlicher Traum

Zeichnung von Ch. Meßmer

Schultheß: Ja, mit dem Schweinehandel hatten wir wirklich Sauglück, — aber mit dem Käs — dem Käs ist's immer noch die gleiche verfluchte Käserei!

dann aber aus der Situation heraus und meldete sich geraume Zeit nachher ab, angeblich um den Posten zu kontrollieren, in Wahrheit, um ihn richtig aufzustellen. Und dabei geschah das Furchtbare, daß er stundenlang im Dunkel der kugelschwarzen Nacht herumirrte, ohne seine Doppelschildwache und den Posten zu finden. Und mochte er sich noch so sehr im Schweiße baden bei der Hundekälte, mochte er noch so sehr über Stock und Stein klettern, er fand seine Leute nicht.

Denn diese hatten unterdessen feierlichen Einzug in eine Hütte genommen, wo es wärmer war und die Schildwachen hatten sich angeschlossen, in der Vorahnung, daß es an ihrem ohrzerreißenden Standorte keine Feinde hinunter zu schmettern gebe. Am Herde zündeten sie ein Feuer an, streckten die steifen Knochen dagegen und fühlten sich ganz wohl und mollig. Dabei ahnten sie nicht, daß ihr Heiri den Kampf der Verzweiflung kämpfte und — o Schmach — sich vor lauter Kartenorientierung in den Feind hineinverlief, der ganz verwundert war, was wohl dieser einzelne Spaziergänger für blinde Absichten hege. Man nahm ihm dann das feierliche Versprechen der Urfehde ab und entließ ihn auf der Straße C, auf welcher er seinen Posten hätte aufstellen sollen.

Indessen dämmerte der Morgen und Korporal H. über-

# Bärner Bürgerchor

(Ganz Bern wurde in den letzten Tagen mit Steuerbetreibungs-Zahlungsbefehlen überrascht.)

Rupfst Du mein Vaterland,
Mich nun mit starker Hand,
Daß mir nichts bleibt.

Heil Dir Helvetia,
Hast noch den Waibel ja,
Den ich erst gestern sah,
Der mich betreibt.

Fränzchen

legte, daß es wohl ratsam wäre, wieder eine Wache aufzustellen. Und dabei bemerkte er, daß sein Nachtrefugium zwischen dem besagten Pfade und der Straße C lag und daß er von der Hütte aus beide Wege beobachten konnte. Also stellte er in der Nähe der Hütte die Schildwachen auf, und kaum geschehen, kam halb kaput, knieschnappend ein Offizier auf der Straße und siehe, es war der Heiri.

„Pots Chaib, das hät meini pressiert!" stieß der Korporal heraus und ging auf den Leutnant zu, um zu melden. Der aber, im Banne seines Urfehdeschwures, winkte von Weitem mit der Hand ab. Doch kam er auf die Hütte zu, noch immer keuchend und pustend, mit hochschlagendem Herzen. Aber er sprach keine Silbe. Er schien taubstumm geworden zu sein. Die Mannschaft machte ehrerbietig Platz, aber er winkte fortwährend mit den Händen ab, wenn einer etwas fragen wollte. Füsilier S. bemerkte halblaut zu einem andern:

„Dü, dä da ine hät en Vogel."

Ein anderer, der ein weicheres Herz und seinen Pudel immer bei sich hatte, um von Zeit zu Zeit hinein zulegen, glaubte, es sei dem Herrn Leutenant etwas zugestoßen, und zog sein Tröstchen aus der Tasche und bot es dem Herrn Leutnant mit den Worten:

„Wänd Sie en Schluck Borax, Herr Leutenant?"

Henri interessierte sich gar nicht dafür, warum sich der Posten aus eigenem Antrieb verändert hatte. Korporal H. wollte ihm darüber referieren, aber Heiri winkte ab, nahm den angebotenen „Wehrmannskalender", tat einen kräftigen Zug daraus, um seine blöden Knochen wieder zu beleben.

Dann schlief er ziemlich bald ein und Korporal H., der irgend etwas zurückzuvergelten hatte, schickte eine Meldung an den Einheitskommandanten: „Meldung von U.-Off.-Posten Nr. 1: Leutnant H. ist in schwerer Ermattung auf dem Posten angekommen und spricht kein Wort. Er ist sofort eingeschlafen."

Das Geständnis Heinrichs des Leutnants vor dem Hauptmann nach Gefechtsabbruch soll eine Zangengeburt gewesen sein. — — — — —

In der folgenden Nachtübung mußte er auf Patrouille. Der Hauptmann, der ihm offensichtlich etwas „laden" wollte, gab ihm vorsichtshalber einen erfahrenen Patrouilleur mit, auf dessen Rat er eventuell hätte hören können.

Aber — selbst ist der Mann. Aller gute Rat wurde verschmäht, weshalb jener Ratgeber notorisch schwieg und blind mithumpelte, wobei der Herr Leutenant ein Zickzack schlug. Eifrig schnüffelte Heinrich in der Karte herum, als er schon zwei Stunden auf Weg und Steg herumgeirrt war, ohne eine Spur vom Feinde zu finden. Dabei drehte er den Kompaß nach allen Seiten, wie ein Affe ein Spiegelchen, als ob sich die Magnetnadel nach seinem Verstande drehen sollte. Weil sie dies jedoch, ihrem bessern Naturgesetze folgend, unterließ und beharrlich nach Norden hinneigte, wurde Heinrich ganz verwirrt.

Daß ihm aber auch so ein Zeug in die Hand gegeben werden mußte ohne Gebrauchsanweisung, gerade wie mit dem neuen Zeißfeldstecher, mit dem man nicht umzugehen wußte. Er drehte sich auf dem Absatze im Kreise herum, immer seine Kenntnisse und den Kompaß prüfend, denn ein Teil der beiden war der dumme. Endlich, nach langem Hin- und Herraten schlug er mit festem Tritt einen Weg ein, immer der Kompaßnadel folgend und nach einer kurzen Stunde gelangte er — horribile dictu! — wieder nach Hause, in die eigenen Truppen hinein, während er den Feind suchen sollte.

Da stieß er naiv, blamiert wie er sich hatte, ländlich sittlich heraus:

„Der chaibe Kompaß ischt verkehrt gloffe!"

Seitdem heißt er der Kompaßheiri und wird als solcher weiter existieren, so lange er seine O-Beine gerade biegen kann.